Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 21 (1945-1946)

Heft: 8

Artikel: Füsilier Harlachers Besinnung auf das Glück : die Geschichte einer nächtlichen Wache

Autor: Zaugg, Richard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069475

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FÜSILIER HARLACHERS

BESINNUNG AUF DAS GLÜCK

Die Geschichte einer nächtlichen Wache

VON RICHARD ZAUGG

Illustration von Walter Guggenbühl

Von acht bis zehn Uhr Wache schieben *wäre* ein Vergnügen, wenn es einen nicht um den Ausgang mit den andern brächte. Aber daran hängt man. Auch wenn man eine Viertelstunde bis ins Städtchen braucht, die Wirtsstube voller Uniformierter ist und dir das Glas Wein, das man dort trinkt, zum Halse heraushängt, sobald du endlich wirklich davor sitzest.

Von zehn bis zwölf Uhr Wache stehen *ist* ein reines Vergnügen. Man hat es noch in sich vom Ausgang her, das wärmt Seele und Leib. Du siehst, auch wenn es nur von ferne ist, noch Leute auf der Straße und auf dem Bahnhof die letzten Züge aus- und einfahren. Die richtige Kälte hat noch nicht eingesetzt. Und wenn man ins Wachtlokal zurückkommt, sitzt da vielleicht noch der eine oder andere Kamerad über einem Brief, den er schon lange hätte schreiben sollen und der ihm nicht aus der Hand geht. Man schöpft eine Tasse heißen Tee, raucht eine Zigarette und hat immer noch seine guten sechs Stunden im Stroh vor sich.

Es gibt Kameraden, welche die Wache

von zwölf bis zwei am ärgsten hassen. Im Sommer begreiflich. Im Winter hingegen ist die schlimmste Zeit zwischen zwei und vier. Da gibt es nichts zu berichten. Aber gern oder ungern, jetzt steht man eben da.

So verflucht kalt macht es im ersten Augenblick eigentlich nicht. Man hat noch die Hitze vom Wachtlokal in den Knochen. Freilich zwanzig Grad Kälte ist allerhand. Der Schnee unter den Füßen knirscht beim Aufmarschieren wie zerbrochenes Glas. Es wird noch kälter werden. Zwei Tritte, der eine schwer, das ist der Korporal, der andere leicht, das ist der kleine Benz — wie auf Scherben. Jetzt hört man sie nicht mehr.

Ich werde mich einrichten müssen, denkt Füsilier Harlacher und verkrümelt sich in sich selbst. Wie eine Säule, nimmt er sich vor, werde ich dastehen. Junge Kerle mögen glauben, Bewegung mache warm. Aber so lang du warm hast, entzieht dir jeder Schritt etwas von dem, was du hast. Und drei Schritte hin, drei Schritte her, wie ein Affe im Käfig, wäre ohnehin nicht das, was man Bewegung nennt. Gut, daß die Sohlen dick sind. Das Zeitungspapier um die Socken bewährt sich.

Zwei Stunden! Als ob das eine Ewigkeit wäre! Dabei, wieviel hundertmal sind wir schon Wache gestanden: im Sommer, im Winter, bei Sturm und Regen und Schnee. Es ging immer vorüber. Was ist mit dir, Harlacher, die alte Wache ist kaum außer Hörweite, du stehst eben erst da und kannst das Ende nicht erwarten? Freilich ist das Wachestehen heute etwas anderes als auch schon. Der Krieg geht dem Ende entgegen. Es könnte schon lange Schluß sein, wenn es die Nazis bloß einsehen wollten. Aus, fertig! Für die Pläne und Befehle, die vielleicht auf diesem Festungskommando liegen, sind keine Interessenten mehr da, und die Bürowanze, die auf einer Matratze neben dem Telephon schläft, wird auch niemand abservieren. Also! Und morgen fährt Füsilier Harlacher auf Urlaub. Vielleicht für immer. Diese Wache könnte die letzte seines Lebens sein. Nicht zu früh, wenn einer 50 ist, in zwei Weltkriegen an der Grenze stand und heute zwei eigene Buben draußen hat.

Höchste Zeit, daß du heimkommst. Wer ist schon Harlacher? Man wird leicht vergessen. Die Kunden verlaufen sich. Und die Lieferanten! Angewiesen sind sie nie auf ihn gewesen. Heute muß er froh sein, wenn sie ihn «in Anbetracht unserer vieljährigen Geschäftsbeziehungen» überhaupt berücksichtigen.

Freilich gab es zu Hause Leute, die ihn brauchten. Aber sogar diese wußten nicht, wie sehr das der Fall war. Im Geschäft wickelten sie einfach die Kunkel ab, die er ihnen gewunden zurückgelassen hatte. Wenn sie damit zu Ende waren, was dann? Und die Buben? Wenn der jetzt schon auf Stiefeln daher kam, der Leutnant, und sich bisher geschmeidig durch die Schulen und Examen geschlängelt hatte, so stand er doch noch nie auf eigenen Beinen. Ob er je dazu imstande sein wird? Und der andere? Die Rekruten, an denen er den Feldweibel abverdient, staunen ihn wohl an. Was der die Augen aufreißen konnte, schon als Erstkläßler, zum Fürchten! Und dabei frißt er allen aus der Hand, die ihn am rechten Ort zu kitzeln verstehen. Das Weibsbild, das ihn gerade jetzt am Ärmel hat, würde noch ganz andere Kerle zugrunde richten, als sein Bub einer ist. Vielleicht verleidet er ihr, aber dann wird er in die nächste Patsche fallen.

Wie kalt und feindlich die Sterne am Himmel stehen. Man sollte sie nicht sehen müssen. Daheim im Bett, die Decke über den Kopf, das ist für unsereinen besser. Dort ist man noch jemand. Und wer nichts hat, hat doch seine Sorgen. Hängst du an deinen Sorgen, Harlacher? Die werden einen Wert haben in hundert Jahren! Es gibt ärmere Teufel als du. Morgen fährst du in Urlaub, da steht dein Haus, auch wenn wenig daran dir gehört, da ist deine Frau, die, auch wenn du ihr vieles schuldig geblieben bist, auf dich wartet. Es ist Arbeit da, die getan sein will, und die Buben, für die du aushalten wirst, was auch geschehen mag. Er hat immer noch

einen breiten Rücken, der Harlacher, auch wenn ihm der Tornister zu schwer werden will. Es gibt andere Lasten, die er noch wohl tragen kann und zu tragen bereit ist, noch und noch.

Da steht Harlacher, die Beine leicht gespreizt, den Nacken gesenkt, so wie man dasteht, wenn man einen Angreifer erwartet, von dem man nicht weiß, woher er kommen wird, von links oder rechts, von hinten oder vorn, von oben oder unten. Man ist bereit und fest entschlossen, standzuhalten. Keinem Feind mit Bajonett und Handgranaten, keinem Gegner, der einen selbst bedroht, sondern den dunkeln Mächten, die jene paar Menschen gefährden könnten, die er lieb hat und für die er sich verantwortlich fühlt. Wenn die finstern Gewalten ihre Streiche führen, will er sie hinnehmen. Er wird schwanken, aber nicht fallen. Und wenn er doch fällt, will er sich wieder aufrichten, damit sie, die ihn brauchen, eine Stütze an ihm haben. Keine großartige Sache, er, Harlacher. Aber zäh will er sein. Und für keine bittern Gänge, für kein demütigendes Wort zu stolz, wenn es ihnen nur helfen kann.

Fürchtest du Gespenster, Harlacher? Wo sind denn die Widersacher, gegen die du dich stellst? Ziehst du sie nicht mutwillig aus der Nacht an dich heran? Sind es nicht Schattenbilder deiner ängstlichen Seele? Du wirst alt und mutlos.

Wie sie lachen würden, deine Buben, wenn sie wüßten, was in dir vorgeht. Oder doch lächeln. Sicher verstünden sie dich nicht. Sie haben keine Angst vor dem, was kommen wird. Und wenn schon, zählten sie doch nicht auf dich. Recht haben sie, gut tun sie daran. Arme Kerle wären es, wenn sie sich auf dich verlassen müßten.

Dumm bin ich, denkt Harlacher, mir Sorgen zu machen. Das gibt nur Langezeit. Die Wette gilt, ich stehe noch keine fünf Minuten da. Umständlich stülpt er den schweren Kaputärmel zurück. Aber nein, das ist für Anfänger, alle paar Minuten nach der Uhr zu schielen. Das beste ist dastehen ohne zu denken, just auf der Schwelle zwischen Wachen und Schlafen. So, wie wenn du selbst zu den Dingen rund um dich her gehörtest. Wie die Latten des Gartenzauns, wie das Guckloch des Schilderhäuschens. Man müßte es fertig bringen, sich in der Zeit wie in einem Schaukelstuhl zu räkeln; ob es vorwärts geht oder zurück, was tut's. Man müßte es sich in der Zeit bequem machen, sie weder hetzen noch zurückhalten wollen. Als junger Soldat freilich ging es auch anders. Damals genügte es, sich von der Gegenwart loszulösen, ein kleiner Sprung in die Zukunft, und schon setzte sich aus dem grenzenlosen Leben, das vor ihm lag, ein bunter Reigentanz lustvoller Bilder in Gang.

Das ist lang her, Harlacher. Mußtest dich inzwischen mit manchem Grenzstein abfinden, wo du freies Feld erwartet hast. Manches « Halt! » tönte dir entgegen, wo dir der Durchgang erlaubt und leicht schien. Deine Welt ist eng geworden, selbst für deine Träume. Sie flattern wohl noch immer hin und her, aber sie jagen sich bald müde in dem kargen Raum, der ihnen blieb. Wer weiß, vielleicht wäre es an der Zeit, dich statt mit Zukunftshoffnungen mit dem, was war, zu trösten. Freilich ist das alter Leute Brauch. Aber was wäre dabei, es einmal doch zu probieren. 50 Jahre hast du auf dem Buckel, du solltest, wenn du nur nachdenkst, Kohle genug finden, um dir doch für zwei Stunden die Seele zu wärmen.

Füsilier Harlacher steht in der kalten Winternacht, mitten vor dem Hauseingang, den er zu bewachen hat, das Gewehr stramm unter den Arm geklemmt, unbeweglich, mit wachen, weit offenen Augen. Das Muster einer Schildwache! Aber seine Augen tasten ein Gelände ab, das nichts mit seinem Wachtobjekt zu tun hat, eine Landschaft, die, längst untergetaucht, selbst für ihn nur noch Erinnerung ist.

Vorsichtig steigt er in den Stollen der Vergangenheit. Er tut das selten und eigentlich nie aus freien Stücken. Es lag ihm nicht, gesprächsweise seinen Lebens-

lauf vorwärts und rückwärts in lustigen Stücklein, wunderlichen oder lehrreichen Müsterchen abzuspulen, wie manche andere. Nur wenn er alte Bekannte traf, oder in eine Umgebung geriet, die ihm von früher her vertraut war, tauchten Erinnerungen in ihm auf. Dazu brauchte es dann nicht viel; ein Geruch, ein Ton, schon waren sie da. Aber keine zusammenhängenden Sachen, mit denen er sich brüsten konnte. Es waren meistens lose Fetzen von Erinnerungen, die er zur Kenntnis nahm, rasch einreihte und wieder fahren ließ. Es mußte sich in all den Jahren ein schönes Bündel Erinnerungen in ihm aufgestapelt haben. Was ist denn der Mensch anderes als ein Speicher; wenn er geboren wird, arm an Erinnerungen, und selbst diese stammen aus einer andern Welt, dafür aber reich an Hoffnungen, die sich, je älter man wird, in Erfahrungen verwandeln. Gefrorene Erinnerungen sind das, frohe und traurige. Halt dich an die glücklichen, Harlacher. Suchend führt er die Zunge im Gaumen herum. Wie war das?

Er sieht sich in einem weitläufigen Bett, er fühlt sich noch etwas fremd darin, aber es ist von nun an das seine, weil er bald in die Schule kommt, ein großer Bub. Er kann nicht einschlafen. Da, vorn, ist ein Zahn, der ihm keine Ruhe läßt. Er sitzt lose im Kiefer. Er bewegt ihn, halb Schmerz, halb Lust. Plötzlich hält er den Zahn in der Hand. Er führt die Zunge über die Lücke, ein Geschmack, süßlich und bitter zugleich, berauscht seine Sinne: Blut. Er leckt, leckt, und zum erstenmal spürt er sich selbst, empfindet er mit überströmendem Gefühl: Ich bin. Heißt das Glück? Sonderbar!

Könnte ich es ungesehen tun, möchte ich wohl noch einmal in den Hof zurück, wo ich, bevor ich zu den andern Buben auf die Gasse durfte, meine Zeit verspielte. Die Häuser, die ihn umgaben, sind zwar kaum wieder zu erkennen. Sie haben die Fassade gewechselt, die vielen kleinen Läden wurden durch wenige große mit breiten Schaufenstern verdrängt. In den obern Stöcken, wenn dort überhaupt noch Wohnungen sind, wird eine andere Sorte Leute leben als zu unserer Zeit. Aber der Hof, vielleicht ist er immer noch mit dem gleichen Kies bedeckt, der durch meine Sandalen schlüpfte und Löcher in meine Socken riß, wenn ich in ihm große Kreise zog, Erdteile schuf und Meere trennte. Der Hauswart freilich, der jeden Samstag mit dem großen Rechen mein Werk zerstörte, muß lange schon gestorben sein. Die Welt war eng, die Mauern, die sie umschlossen, hoch, und das eiserne Tor, das nur geöffnet wurde, wenn der Kohlenmann mit einer Fuhre daher kam, kein Weg ins Freie.

Aber die Enge empfand ich nicht. Die Mauern drückten mich so wenig wie die Schwalben, die unter den Firsten nisteten. Hoch flogen sie über die Dächer hinweg, und wenn ich ihnen an schönen Sommerabenden mit den Augen folgte, zweifelte ich nicht, daß mir, war erst die Zeit gekommen, die Welt so offen wie ihnen stand.

Diese kleine Welt schloß eine noch kleinere ein. Am sonnigsten Platz war ein Rechteck, nicht größer als ein Zimmer, ausgespart. Verkümmerte Buchsstämmchen umsäumten einen gußeisernen Hag. Schmale Weglein in Kreuzform teilten das Gärtchen in vier magere Rasenflächen, denen da und dort einige bleiche Blumen Farbe verliehen. Zutritt hatte da nur einer, der Besitzer des ganzen Häuserblocks, ein alter Junggeselle. Er machte von seinem Vorrecht bloß Gebrauch, wenn er gebückt und bekümmert das Unkraut bekämpfte. Sonst stand das Gärtlein leer. Zaubergarten! Als der Bub einmal in den Hof kam, fand er das Gärtlein besetzt. Ein kleines Mädchen stand dort, wo sich die Weglein kreuzten, und warf einen roten Ball in die Luft, leichthin, hoch, höher, noch höher. Die Füße hoben sich auf die Zehen, wenn es die Arme dem Ball ent-

gegen reckte. Dann begann das Spiel von neuem. Sie ließ sich durch ihn nicht stören, aber er spürte, daß er in ihr Tun einbezogen war. Er sog die wundersame Erscheinung ein, von den Fußwurzeln bis zu den Fingerspitzen und über sie hinaus bis dorthin, wo der rote Ball wirbelnd den Weg in ihre Hände zurück suchte. Jetzt warf sie den Ball höher als sonst. Aber statt ihm doch mit den Augen zu folgen, verschränkte sie die Hände auf dem Rükken und blickte ihn an. Der Ball fiel in den Hof und kollerte auf ihn zu. Er brachte ihr den Ball. Sie nahm ihn achtlos entgegen und ließ ihn auf den Boden gleiten. Dafür kramte sie in ihrer Schürzentasche und brachte aus deren Tiefe eine gläserne Kugel hervor, die sie ihm durch die Eisenstäbe entgegenstreckte. Er schämte sich seiner Bubenhände, zu rauh und grob empfand er sie, um das runde, glänzende Wunder zu halten. Alle Farben brachen sich in dem Glas, und in der Mitte war ein weißes Lämmlein zu sehen, so zart und lieblich, daß er über die gläserne Hülle froh war, die es schützte. Andächtig ließ er die kühle Pracht durch seine Hände gleiten, eine Welt, vor der die andere Welt versank und er mit ihr. Fühlte sich so das Glück? Sonderbar!

Es rumort im Hause hinter Harlachers Rücken. Er vernimmt so etwas wie schlurfende Tritte auf einer knarrenden Treppe. Das wird die Ordonnanz sein. Wie leichthörig diese Nacht ist! Man hört jeden Ton, wenn draußen alles Stein und Bein gefroren ist.

Die erste Schulreise. Zwar müssen sie erst um fünf am Bahnhof sein, dort, wo das Denkmal steht, er weiß genau wo, er kann es nicht verfehlen. Aber er will schon um drei Uhr geweckt werden, der Unverstand! Es gibt Tränen. Er schläft noch fast, als er in der Küche am Frühstück sitzt. So iß doch! Aber er kann nicht essen, das Brot bleibt ihm in der Kehle stecken. So trink doch wenigstens die Milch! Die ist zu heiß. Die Mutter packt ihm den Rucksack. Auch der Vater kommt noch. «Da soll man noch schlafen», brummt er, aber er steckt ihm noch ein Geldstück in seinen Beutel. Die Mutter begleitet ihn die Treppe hinunter, sie führt ihn an der Hand, damit er die Nachbarn nicht weckt. Sie schließt die Haustüre auf. Und jetzt steht er auf der Straße. Es dämmert erst. Er ist ganz allein. Die Tritte seiner Nagelschuhe widerhallen in den Mauern. Er bleibt stehen, er schnuppert. Morgenluft! Wie sie schmeckt: Geheimnis, Abenteuer, Verheißung. Nun atmet er sie in vollen Zügen ein. Ist das ein Vogel, der singt?

Ich werde es nicht tun. Ich werde es doch tun. Aber dann hat er es doch nicht getan. Ja, das war so gewesen: Sie spielten in der Frühherbst-Dämmerung auf der Straße. Er war noch nicht in die Gemeinschaft der großen Buben aufgenommen. Die kleinen wie er waren alle schon zu Hause. Aber die große Dina spielte mit ihm. Wie stolz ihn das machte. Sie hatte dunkle Locken und verwegene Augen. Sie war nicht wie irgend ein anderes Mädchen der Nachbarschaft. Sie hätte auch mit den großen Buben spielen können, wenn sie nur gewollt hätte, aber sie spielte mit ihm. Sie wand ihm ein Halstuch um den Kopf und knüpfte es hinten fest zu. Er war der Blinde; sie würde ihn lenken. Das Halstuch hatte einen wohlig beklemmenden Duft. «Links, Achtung, Randstein, rechts, gradaus!» Wenn er den Kopf nach hinten geworfen hätte, so wäre es ihm wohl möglich gewesen, zu beiden Seiten der Nase nach unten auf die Straße zu sehen; aber er wollte nicht, das wäre gegen das Spiel. Er schloß die Augen. Er hatte Vertrauen zu Dina. «Rechts, links, langsam, vorwärts, schnell!» Er rannte; ein harter Schlag gegen die Stirne hielt ihn auf. Ein heftiger Schmerz raubte ihm den Atem.

Als er das Tuch vom Kopf zerrte, sah er in den schimmernden Augen des Mädchens ein böses Lächeln, Schadenfreude, Verachtung. Das schmerzte mehr als die Beule auf der Stirn. Heulend rannte er nach Hause. Die Mutter preßte ihm ein großes hartes Geldstück auf die Beule und wand ihm ein nasses Tuch um den Kopf. Aber sie war zornig, sie ahnte, daß es bei diesem kleinen Unfall nicht mit rechten Dingen zugegangen war. « Du rennst doch nicht mit offenen Augen in einen Laternenpfahl », schalt sie. Er hätte seinen Jammer gerne hinausgeschrien. Die Dina, ja ich werde es sagen, die Dina. Es geschieht ihr ganz recht. Aber er hat doch stillgeschwiegen, selbst als der Vater dazu gekommen war und ihm mit Schlägen drohte, wenn er nicht mit der Wahrheit herausrücke. Die Beule schmerzte, und der erlittene Verrat tat weh. Aber er war glücklich; er wußte nun, daß es Dinge gab, die er nie tun würde, trotz allem nicht. Später, viel später, gab es freilich Augenblicke, wo er auch solche Dinge getan hat. Aber daran will er jetzt nicht denken.

Paul! Wahrhaftig, als ich ihn nach fast 40 Jahren zum erstenmal wieder sah, damals im ersten Kriegsjahr auf dem Posten im Fläscher Bad, blieb mir das Beil im Scheitstock stecken. Ich war gerade beim Holzspalten. Er kam auf einem Patrouillengang an unserer Hütte am Rhein vorbei. Nach fast 40 Jahren ! Er war ein fester Mann geworden, einer von denen, die dann später von der U. C. ausgeschraubt worden sind. Ja, er erkannte mich wohl auch wieder, sogar meinen Namen sagte er mir beim Abschied. Aber was er mir bedeutete, konnte er nicht wissen. Das war während der Sommerferien; ich ging in die dritte Klasse. Eines Morgens fand ich beim Frühstück eine Ansichtskarte auf meinem Teller : Ein heller Himmel spiegelte sich zwischen dunklen Tannen in einem tintenblauen See. « Grüße aus Flims », stand zu lesen. Ich blickte auf meine Mutter, die mich, hinter dem Tagblatt halb versteckt, lächelnd mit den Augen suchte. Eine Karte war keine alltägliche Sache, die da schon gar nicht. Der Vater zu Hause, kein Geburtstag in Aussicht, von einer Tante oder einem Onkel konnte sie auch nicht gekommen sein, sonst hätte mir die Mutter den Kartengruß einfach zugesteckt.

Ich fand den Absender auf der Rückseite. Die Karte kam von Paul. Das war eine Überraschung! Aber diese wurde von einer andern völlig überschattet. Es stand da nämlich über dem Namen noch etwas : « Von Deinem Freund ». Bloß drei Worte, aber diese änderten, wie mir damals schien, mein ganzes Leben. Ich steckte das Schriftstück in den Hosensack und blieb auf die freundliche Frage der Mutter, ob ich die schöne Karte nicht besser verwahren wolle, verstockt und stumm. Sobald ich mich in der Wohnung allein wußte, ging ich in die verdunkelte Stube. Die Storen waren herabgelassen, um schon der vormittäglichen Julisonne den Zutritt zu wehren. Auf den Fenstersims gestützt, zog ich die Karte ans Licht. « Von Deinem Freund. » Da stand es. So unerwartet es gekommen war, und so unwahrscheinlich es sein mochte, ich besaß einen Freund.

Ich stellte mir Paul vor. Ich hatte ihn freilich immer wohl gemocht, und da wir den Schulweg ein Stück weit teilten, manche Viertelstunde mit ihm verschlendert. Aber sonst lebten wir bisher mehr nebenals miteinander. Wir waren recht verschiedener Art. Jetzt jedoch sah ich Paul und alles, was ihn und mich betraf, in einem neuen Licht.

Ich bewunderte Paul, der kühn eine so folgenschwere Entscheidung, wie die Wahl eines Freundes, wagte, und die blinde Zuversicht, mit der er mich von seinem Entschluß verständigte. Wie furchtbar wäre es für ihn gewesen, wenn er sich in mir getäuscht hätte. Das war also Paul. Dieser Paul war mein Freund. Mein Glück machte mich so demütig, daß ich mich nicht zu fragen wagte, womit ich es verdient habe.

Am Morgen des ersten Schultages zog ich mein Sonntagskleid an. Der Mutter, die mich zunächst freundlich nach dem Grund für diesen Verstoß gegen alle Gewohnheit fragte, antwortete ich mit Ausflüchten. Als sie mir darauf befahl, mich umzuziehen, trotzte ich ihrem Befehl. Was auch kommen sollte, ich wollte meinem Freund bei unserm ersten Zusammentreffen auch äußerlich würdig gegenüberstehen.

Schon bevor die Glocke uns ins Schulzimmer rief, wußte ich allerdings, daß Pauls Karte nichts mehr als ein Feriengruß und das, was er mir geschrieben, für ihn bloß eine Redensart bedeutet hatte. Wie nun? Wie verhielt sich das jetzt mit meinem Glück? War es nur Trug? Doch wohl kaum. Es war da, ich empfand seine Gegenwart mit Macht, nur eben, halten läßt es sich nicht, festhalten, das Glück!

☺

Ein Licht! Das wird der Kamerad sein, der in der Markthalle den Wagenpark bewacht. Er macht sich zur Abwechslung mit seiner Taschenlampe zu schaffen. Offenbar steht er vor der Tür, statt froh zu sein, daß er unter Dach sein darf. Er ist noch zu jung, um zu wissen, was er tut, keine 40 und übermütig. Oder vielleicht hat er im Verschlag des Abwarts den kleinen elektrischen Strahler noch nicht entdeckt; das spart Strom, auch gut.

☾

Glück! Ich war gerade etwa in dem Alter meines Jüngsten, und gescheiter war ich auch nicht mit meinen 23 Jahren. Das war eine Nacht! Wenn du zum erstenmal verliebt bist, so, daß du glaubst, du könnest ohne das Mädchen nicht leben, und dir dieses Mädchen bei einem Besuch in der fremden Stadt nicht im Streit, nicht mit Leidenschaft, sondern kühl und ruhig erklärt, daß sie mit dir fertig ist. Läßt sich das tragen? Du hattest den letzten Zug verpaßt und dich in der Nähe des Bahnhofs in einer Seitengasse eingemietet. Richtig, « Flügelrad » hieß der Gasthof. Du lagst in dem fremden Bett. Du konntest es nicht fassen. Besser du stehst auf, gehst vor ihrem Hause auf und ab, dann bist du ihr wenigstens nah. Und wenn der Morgen kommt, bist du einfach da. Aber weil du kein Irrenhäusler bist, hast du es doch nicht getan. Kein Mensch bei seinen Sinnen patrouilliert bei uns die ganze Nacht vor einem Hause hin und her, schon deshalb nicht, weil das ein Aufsehen gäbe. Du willst es sie nicht entgelten lassen, daß du unglücklich bist; es geht auch die Nachbarn nichts an. Dafür wirst du am Morgen zeitig auf sein. Du wartest schon vor ihrer Haustüre, wenn sie zur Arbeit geht. Sie wird lächeln. Es war ein Mißverständnis. Oder, falls sie doch noch gleichen Sinnes wäre, wirst du sie überzeugen. Dabei weißt du genau, daß du nichts von alledem tun wirst, weil alles umsonst wäre, und dieses Mädchen dir unwiderruflich verloren bleibt.

Da lagst du mitten im Dunkel deiner Verzweiflung, als dich unvermittelt ein eigentümliches Glücksgefühl durchzuckte: *Heißt das nicht Glück, unglücklich sein, weil du liebst?* Damals schämtest du dich dieser Empfindung. Ja sie ließ dich um deinen Verstand bangen. Du schaltest dich und kehrtest nur noch tiefer in deinen Jammer zurück. Aber heute?

Liebesglück! Die Gedanken Harlachers wandern über blühende Felder. Zitternde Halme stehen am Wegrand. Heiße Erde, flimmernde Sommerluft, Grillen zirpen. Ein Antlitz verwandelt sich in ein anderes, in ein drittes. Er verweilt. Warum nicht länger? Muß es sein, daß die Erinnerung an ein Geschehnis in ihm aufsteigt, das, jahrzehntelang vergessen, den Frieden seiner Ehe in Frage stellte? Er war zu jener Zeit noch ein junger Mann. Da hatte ihm seine Frau, jung wie er, ungefragt ein Geständnis abgelegt, das seine ahnungslose Sicherheit bis auf den Grund erschütterte. Gibt es das? Bei andern ja, selbstverständlich, er kannte sich aus, aber bei ihm! Das war eine dunkle

Stunde gewesen. Weshalb tauchte sie jetzt in ihm auf? Widerstrebend folgt Harlacher dem dumpfen Zwang, die längst vergessene Qual noch einmal zu durchkosten. Wozu? Seine Augen werden klein, bohren sich in die Nacht, er friert. Da wird es licht. Freilich war das, damals, schwer. Aber noch tiefer das Glück, das er in dem Augenblick empfand, als er fühlte, daß er seine Frau, mit ihrer Schuld — wenn es eine war — mehr als jemals liebte.

Ein Wecker schrillt. Wo mag das sein? Da ist einer, der auch früh aus den Federn muß. Jetzt wird es hinter einem Fensterladen in dem kleinen Haus hinten im Garten hell. Braver Mann! Es friert ihn, wenn er denkt, daß er jetzt aus einem warmen Bett heraus müßte.

Harlacher kann, wenn er will, beide Hände in die Kaputtaschen stecken, ohne das Gewehr unter dem Arm erheblich aus der vorgeschriebenen waagrechten Lage zu bringen. Er tut es für Augenblicke, obschon er weiß, daß gewisse Leute der Anblick einer Schildwache mit den Händen in den Taschen in Raserei versetzen müßte. Aber er tut es selbst während der kältesten Nachtwache selten. Heute scheut er sich sogar, die freie linke Hand in die Tasche zu führen, denn dort ruht der Brief seines Sohnes, den er erst mit der Abendpost erhalten hat, der ihm Kummer macht, und den er, bis er ihn morgen zu Hause mit seiner Frau besprechen kann, vergessen will. Doch hie und da findet die Hand dennoch den Weg in die Wärme. Dann knistert das Ding und mahnt Harlacher an seine Sorgen, als ob es keine schlimmeren gäbe, auch um die Kinder. Er wird nie vergessen, wie, eben der da, als kaum jähriger Knirps auf den Tod krank in seinem Bettchen lag. Das Lebenslicht so kleiner Wesen ist, oder scheint einem doch, weniger zäh als das erwachsener Menschen. Wenn sie wirklich ernsthaft krank sind, erscheint es einem leicht, als ob ein Luftzug die zarten Fäden, die sie mit dieser Welt verbinden, zerreißen könnte. In jener Nacht hatte der Arzt, bevor er ging, Worte gebraucht, die einem kaum Hoffnung ließen. Sie saßen, rechts und links, stumm am Krankenlager und rangen um das Leben ihres Kindes. Mit wem? Als sie den Blick der übergroßen Augen nicht mehr ertrugen, beugten sich ihre Köpfe zueinander, und ihre Hände verkrampften sich in gleicher Ohnmacht.

Keiner sieht in die Seele des andern. Weder er, Harlacher, noch seine Frau haben je darüber geredet, was in jener Zeitspanne geschah. Er weiß nur, daß ihn, als sich ihre Hände lösten, ein nie gekostetes Glück umfing. Das war, als ihm sein Wille nichts mehr galt. Da spürte er sich zum erstenmal dem nah, von dem es heißt, daß wir uns von ihm kein Bild machen und seinen Namen nicht mißbrauchen sollen.

Die Zeit rückt vor. Drüben im Wachtlokal mag eben jetzt der Korporal die geröteten Augen auf die Uhr richten, die vor ihm auf dem Tisch liegt, den Stuhl zurückstoßen, sich strecken, gähnen, um dann auf der Wachtliste neben der Türe die Namen der neuen Wache abzulesen. Pedroni, der ihn, Harlacher, über kurzem abzulösen hat, schläft auf der obern Pritsche. Der Korporal wird zwei, drei Sprossen der Leiter erklettern müssen, bis er seine Decke erwischt. Er wird ihm sanft die Füße schütteln, bis der stöhnt, hustet, seine schwarzen Knochen über die Hühnerstiege baumeln läßt und die erste Zigarette ansteckt, ehe er ganz erwacht. In zwanzig Minuten werden sie hier stehen.

Er könnte nun, wenn er wollte, bevor die Ablösung kommt, ruhig seinem Wachtkollegen in der Markthalle einen kleinen Besuch abstatten. Der würde Augen machen! Aber Harlacher denkt sich das nur so, zur Abwechslung. Er würde seinen

Posten nie verlassen. Nicht weil er den Schildwachtbefehl auswendig gelernt hat, nicht weil ihm in tausend Diensttagen eingedrillt wurde, wie schwer ein Wachtvergehen ist. Weder die Gefahr der Kontrolle noch die Furcht vor Strafe hält ihn davon ab. Die Wurzeln seiner Wachsamkeit sitzen tiefer.

Ob auf dem Schloß über dem Städtchen auch heute nacht die Fahne weht? Damals, 1940, in jener andern Nacht vom 13. auf den 14. Mai, stand ihr Bataillon einige hundert Meter von seinem Posten hinter der Grenze. Es war die entscheidende Nacht. Jeder von ihnen wußte es. Von allem Anfang an war dieser Alarm anders als alle andern gewesen. Es kam keinem in den Sinn, an eine Übung zu glauben. Sie schleppten die Munitionskisten in schweigenden Kolonnen an den endlosen Militärtransporten auf der Hauptstraße vorbei in die Stellungen. Harlacher lag von elf Uhr an mit zwei Kameraden vor einem kleinen Bunker im hohen, feuchten Gras : Das Gewehr am Abzug, im Gürtel und in den Taschen ihre ersten Handgranaten. Von Zeit zu Zeit erschütterten leichte und schwere Detonationen die Luft. Waren das Sprengungen in der Festung, an der sie seit Jahren bauten, ohne Unterbruch, Tag und Nacht? Oder!

Jeder nahm über die Felder und Berge weg Abschied. Ein junger Instruktionshauptmann hatte ihnen allerdings erst letzte Woche im engen Dorfschulzimmer in Wangs erklärt, Soldaten, die sterben wollten, nützten wenig, die Armee könne nur Kämpfer brauchen. Mochte er reden! Sie gehörten nicht mehr zu den Jungen. Aber, wenn es schon wenig war, was sie geben konnten, so gab doch jeder, was in seiner Macht stand, ganz.

Harlacher spähte durch die Nacht. Flatterte dort oben, auf dem Turm des Schlosses Sargans, nicht eine Fahne? Freilich jetzt nur ein bewegtes graues Tuch, kein Farbenspiel von Rot und Weiß, kein Kreuz. Ob sie morgen noch flattern wird? Ein Würgen steigt in seinen Hals.

Vaterland! Es war für ihn immer mehr als ein tönendes Wort für festlich erhitzte Tage gewesen, nie ein Segel, aufgebläht vom Stolz auf Taten längstverblichner Ahnen, kein Vorwand, sich dumm über andere zu erheben. Kein Sonntagsland, kein Tugendhort. Es barg manches Krumme, Unrecht, Gewalt, bittere Not. Aber wer unter dem Vaterland nicht leidet, der kennt kein Vaterland.

Heute weiß er besser als je, sie gehören zusammen wie ein Leib: die rechten Leute und die Gauner, die Angsthasen und die Draufgänger, die Schlauköpfe und Trottel; die Tüchtigen wie die Taugenichtse, Aufwiegler und Satte, Fromme und Spötter, sie alle umfaßt es, das Vaterland. Lebt es, schließt es alle ein; sein Untergang reißt alle mit. Es gibt nicht zwei Wege zu leben, mit und ohne Vaterland. Ein Leben ohne Vaterland ist nicht unser Leben; wir könnten nicht mehr leben, wie wir leben sollen: so wie wir sind.

In der Morgendämmerung hob Harlacher das graue Gesicht zum Schloß. Auf dem Turm flatterte die rot-weiße Fahne im Wind. Er fährt sich mit der erdigen Hand über die Augen. Er schämt sich nicht der Tränen des Glücks.

Daß es so etwas gibt, denkt Harlacher, und dabei ist es eine Fahne wie die, mit welcher der Adjutant, aufgeblasen wie ein Truthahn, das Bataillon im Taktschritt umschreitet, der ihm die feisten Schenkel fast aus den Hüften reißt, wenn sie beim Einrücken und vor der Entlassung mit steifen Hintern im Glied stehen.

©

Eine Türe knarrt. Eine dunkle Gestalt kommt ihm auf dem Gartenweg entgegen. Der Mann hat einen festen Schritt. Es wird jener sein, für den er den Wecker rasseln hörte. Sie tauschen einen Gruß. Es ist ein Eisenbahner, der an die Arbeit geht. Er ist ungefähr in seinem Alter, etwas jünger vielleicht, wird seine Freuden und seine Sorgen haben wie er auch.

Aber davon steht jetzt in seinem ruhigen Gesicht nichts. Er geht seinem Dienst nach. Ein ordentlicher Mann. Sicher sind auch seine Schuhe frisch geputzt; ein Stück Sauberkeit mehr auf der Welt, das kann sie brauchen.

Die letzten Minuten sind die längsten, das weiß jeder; doppelt solang jede Minute, die man eigentlich schon abgelöst sein müßte. Es wird heute nicht anders sein, obschon es seine letzte Wache ist für diesen Dienst und, wenn nicht für die andern, so doch vielleicht für ihn, die letzte in diesem Krieg. Er muß, das hat er seinem Arzt versprochen, wieder einmal bei ihm vorbei.

Es ist nun bald ein Jahr her, seit ihn jene sonderbare Grippe fast an den Rand des Todes brachte. Er wurde zwar, und eigentlich nach kurzer Zeit, völlig geheilt entlassen, klar. Aber es kommt Harlacher vor, als sei ihm dieser Dienst doch schwerer gefallen als andere, vor allem das Lastentragen. Bei dem kleinen Angriff von letzthin, den steilen Wald hinauf, hat er so etwas wie eine Warnung gespürt.

Jene Grippe verlief recht eigentümlich. Er war das Kranksein nicht gewohnt. Einmal, nach den hohen Fiebern, packte ihn, kurz vor der Morgendämmerung, eine wahnsinnige Angst, den Tag nicht mehr zu erleben. Beinahe gleichzeitig jedoch spürte er, wie tief aus dem Hintergrund der Seele ein anderes noch nie empfundenes Gefühl den heißen Schrekken kühlte: Ich bin, wenn es sein muß, bereit. Es berührte ihn sonderbar, fast wie ein Glück. Vielleicht auch nur, weil der Scheitelpunkt der Gefahr bereits überwunden war. Auf jeden Fall brachte jener gleiche Morgen die Wende zur Besserung.

Irgendwo gibt eine Uhr die Zeit an. Vier dünne Schläge. Da kommen sie auch schon, vorn der Korporal, hinter ihm Pedroni. Auf die Minute, Kameraden!

Politische Anekdote

Me mues halt rede mitenand

Als der jetzige Bundesrat Nobs noch Chefredaktor des «Volksrecht» war, kam er in einem Drittklaßcoupé in ein eifriges Gespräch mit einem offenbar gut situierten Herrn. Kurz vor der Verabschiedung sagte dieser Gesprächspartner: «Ich sehe, Sie sind offenbar Sozialdemokrat, aber einer von denen, mit denen man wirklich reden kann! Wenn in Ihrer Partei nur alle so wären! Es gibt aber bei Ihnen Leute, mit denen eine verständige Diskussion einfach unmöglich ist. Ich denke dabei an den berüchtigten Nobs vom „Volksrecht“.»

Beim Aussteigen überreichte Redaktor Nobs seinem verduzten Reisegefährten mit freundlichem Lächeln seine Karte.

Mitgeteilt von E. N.